Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 2

Artikel: Ascona : Jahrmarkt des Geistes
Autor: Glauser, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065211

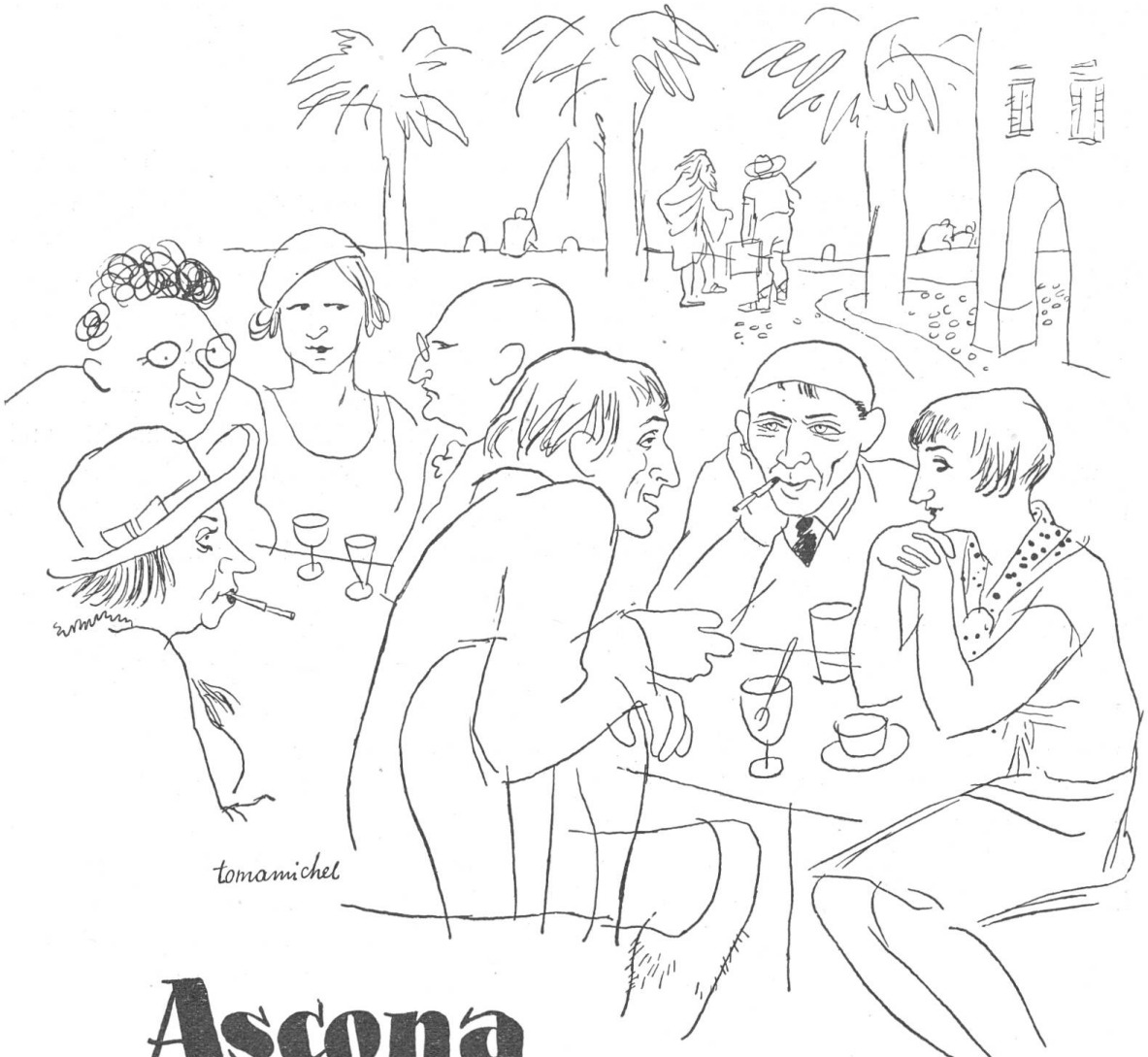
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ascona
Jahrmarkt des Geistes

VON F. GLAUSER

ILLUSTRIERT VON H. TOMAMICHEL

Ascona hat zwei Gesichter: Es ist einerseits ein romantisch gelegenes, tessinisches Städtchen am Langensee, wie andere auch, anderseits ist es seit Jahren der Zufluchtsort unruhiger und der heutigen Kultur müder Dichter, Maler und Philosophen geworden. Die beiden Ascona leben nicht mit- und nicht gegeneinander, nur nebeneinander. Der Verfasser dieses Artikels hat das künstlerische Ascona erlebt. Sein Beitrag ist auch ein Stück seiner Lebensgeschichte wie der Artikel « Dada, die Geburt einer neuen Kunst », im Oktoberheft. Ein weiterer Beitrag von F. Glauser über seine Eindrücke in der Fremdenlegion wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

Perpiacere, dove è la Casa Günzel ? » Alle fünf Minuten stellte ich die Frage an einen Vorübergehenden, mit ganz verschiedenem Erfolg. «Non lo so», ein Achselzucken, die Alte humpelte weiter. Der Julimorgen hatte einen Himmel von heissestem Blau. In der Casa Günzel sollte mein Freund Binswanger wohnen,

der mich eingeladen hatte, zu ihm zu fliehen. Zu fliehen. Ich war aus der Heil- und Pflegeanstalt (ein Euphemismus für Irrenhaus) durchgebrannt. Auf wenig romantische Art. Ich hatte freien Ausgang, es war daher nur nötig gewesen in den Zug zu steigen; in Luzern hatte ich Anschluss, am Abend war ich in Bellinzona, am nächsten Morgen war ich nach Locarno weitergefahren und von dort zu Fuss nach Ascona gelaufen. Das war im Jahre 1919.

Endlich führte mich ein junger Bursche einen schmalen Pfad bergan. Nach endlosen Windungen stand ich vor einem mit Glyzinien überwachsenen Hause, dessen breite Veranda auf den See ging. Herr Binswanger sei hinten im Garten, sagte mir ein junges Fräulein im Dirndlkostüm. Die Begrüssung mit dem Freunde war sehr herzlich. Ich bekam ein kleines Zimmer hinten im Hause, das auf den Garten ging. Dann musste ich erzählen. Meine Flucht aus dem Irrenhaus bedeutete hier keinen Makel, ein kleiner Anstrich von Romantik war es höchstens. Eigentlich verrückt war ich ja nicht gewesen. Es hatte sich um eine Morphiumentwöhnungskur gehandelt: aber ein Jahr ist lang. Es kam mir sonderbar vor, ganz in Freiheit zu sein. Doch kam ich von einer bohrenden Angst nicht los. Ich sah Polizisten auftauchen, die mich verhaften und womöglich per Schub in die Anstalt zurückführen wollten. Als ich dies erzählte, wurde ich mit einer Flut von Beteuerungen überschüttet: dies würde man nicht zulassen, man würde die Sache in die Zeitungen bringen, schliesslich sei die Schweiz ein freies Land. Mir taten die Worte wohl. Es war, als ob ich plötzlich nicht mehr allein stünde, sondern aufgenommen worden sei in eine grosse Gemeinschaft. Warum waren diese Leute so gut zu mir? Ich kannte sie kaum, erst seit wenigen Stunden, und sie kannten mich noch weniger. Doch, sie hatten ein paar Gedichte von mir gelesen, zwei oder drei Novellen. Aber ich hatte den Eindruck, als sei ich einer der ihren.

Das junge Fräulein im Dirndlkostüm war mit weichen Rundungen wohlversehen. Man nannte sie Pietz, obwohl sie Paula Kupka hiess, aus Wien stammte und Sozialistin war. Sie zeichnete mit der Feder Träume voller Grauen und Wirrnis, und war, als einzige der vorhandenen Frauen, in Wirtschaftsdingen nicht ganz unbegabt. Auch Binswangers Frau malte sehr helle, farbenfreudige Bilder, und war, vielleicht wegen der Farbenfreudigkeit, oft traurig. Ihr Bruder, Bruno Goetz, hatte soeben einen Roman bei einem Verleger angebracht. Schwarze, strähnige Haare fielen ihm auf den Rockkragen. Den Kopf trug er aufgereckt und sein Gang war schleifend und eilig. Langanhaltend und explodierend war sein Gelächter. Dann gehörte noch zum Clan Binswanger der Maler Amédée Barth, der in einer sonderbaren Technik kleine Bildchen herstellte, die in Zürich guten Absatz fanden.

Zu fünft stiegen wir ins Dorf hinunter um Einkäufe zu besorgen. Bruno Goetz übernahm es, mir Ascona vorzustellen. « Dort hinten, nahe beim Castello (von dem ich dir dann später erzählen werde) wohnen die Analytiker. Ihr Anführer nennt sich Nohl, und er hat einige Freunde und ihre Frauen um sich versammelt. Jeden Morgen, zwischen Kaffee und Butterbrot, werden die Träume der Nacht auf Komplexe untersucht, Hemmungen

Die in Ascona lebende Malerin Marianne von Verefkin. (Nach einer Radierung von Gregor Rabinovitch.)

festgestellt und die Richtung der Libido kontrolliert. Die Leutchen führen ein stilles Leben, man grüsst sich von ferne und lässt sich in Frieden. Ganz ungefährlich scheint die Beschäftigung mit dem Unbewussten nicht zu sein, voriges Jahr haben zwei Mädchen Selbstmord begangen. Das wäre der eine Pol im Leben Asconas, ein Pol aber, der mehr im Verborgenen wirkt, wenn man so sagen kann, dank seiner Ausstrahlungen nämlich.

Dort oben jedoch », er wies auf den Berg, der sich über den zusammengedrängten Häusern des Dorfes schräg erhob, « liegt der andere Pol Asconas und dieser ist nicht zu übersehen, denn er strahlt sein Licht aus und stellt es durchaus nicht unter den Scheffel. Die Hochburg Rudolf Steiners, des Anthroposophen, befindet sich dort, musst du wissen, der Monte Verità, der Berg der Wahrheit. » — Ich war stolz, an einem derart berühmten Orte leben zu dürfen und dieser Stolz steigerte sich noch, als Goetz mir erzählte, Ascona sei eine uralte Heimstätte der Künstler, schon vor der Renaissance hätten hier Malervereinigungen gelebt, Leonardo da Vinci habe Pläne zur Maggiaregulierung entworfen. Soweit war er in seinen Erzählungen gekommen, während wir die Häuserreihe am See entlang gingen; da kam ein sonderbares Wesen auf uns zu. Klein und gebrechlich, mit krummer Hakennase, stützte es sich auf einen langen Bergstock. Um die Schultern trug es einen Wollschal und an den Füssen Filzpantoffeln. Auf seiner Schulter sass eine grosse weisse Ratte und unter dem Arm trug es eine bemalte Leinwand. Mit dem Rufe « Wölfchen ! » wurde das Wesen begrüsst. Es bot eine magere, feuchte Hand herum. « Na, da seid Ihr ja alle », sagte es mit einer knarrenden Stimme. « Und ein Neuer ist auch dabei. Willkommen hier ! »

Die Stimme überschlug sich. « Ja, ich habe versucht, ein wenig zu arbeiten. »

Wölfchen zeigte das Bild, das er unter dem Arm trug : verschiedenfarbige Prismen, Pyramiden, Oktaeder, Dodekaeder kreuzten und schnitten sich.

« Es ist nicht viel draus geworden. Kommt Ihr heut Abend zur Verefkina ? Sie hat mir gesagt, ich soll Euch einladen. Schreibt Euer Neuer irgend etwas ? Ja ? Dann soll er doch etwas mitbringen zum Vorlesen. Wie heisst er übrigens ? Glauser ? Das ist mir zu lang. Wir wollen ihn Claus nennen, der Name passt wie angemessen. »

Der Name blieb mir auch, aber richtig getauft wurde ich erst am nächsten

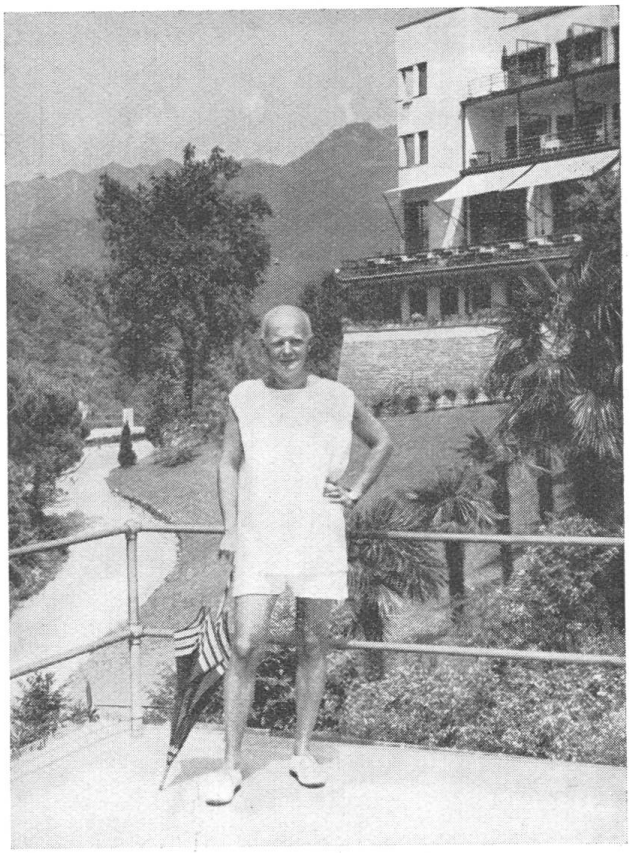
Abend, in Binswangers Garten, mit Lambruscowein, und zwischen den Bäumen waren Papierlaternen aufgehängt.

Eine Zeitlang ging Barth neben mir. Er war um einen ganzen Kopf grösser als ich, hatte ein schmales Gesicht und schöne Hände, auf die er stolz war. Er ist vor einigen Jahren noch jung gestorben, gerade als er anfing berühmt zu werden. Ich glaube, das Zürcher Kunsthaus hat einige Bilder von ihm gekauft. Damals versuchte er, seinen schlechten Finanzen durch bescheidenen Kunsthandel ein wenig aufzuhelfen.

Die grosse Malerin, die grosse Tänzerin

Frau von Verefkin ist das Gegenteil von dem, was man gemeinhin ein Malweib nennt, obwohl die Leute sie hässlich finden und manche sie hassen. Sie erzählt selber gern, dass sie aus einer russischen Adelsfamilie stamme, am Hofe verkehrt und in ihrer Jugend Bilder in Rembrandts Manier gemalt habe. Ausserdem hat sie ihrer Mutter versprechen müssen, ihr Leben lang Jungfrau zu bleiben, aber das ist wohl ihre Privatangelegenheit. In München war sie dabei, als der « Blaue Reiter » und mit ihm der sogenannte Expressionismus gegründet wurde. Aber sie hat die « Ismen » längst aufgegeben. Ich sehe sie immer vor mir : ein rotes Taschentuch um den Kopf geschlungen, in einem einfachen Leinenkleid, ohne Strümpfe, die Füsse in Holzpantinen (Zoccoli). Sie spricht gerne und gut französisch. Ihre braunen Augen sind gross und klug. Wenn sie durch die Wälder des Südens geht, begleitet sie sicher der grosse Pan, der nur für sie aus seinem Schlafe erwacht; ein Käfer setzt sich

Foto Pancaldi, Ascona



Die bekannteste Persönlichkeit von Ascona : Baron von der Heydt, Besitzer des Kur-Hotel Monte Verità, in seinem Luft- und Badeanzug.

wohl dann als unbekannter Edelstein auf ihren Finger.

Die Verefkina hatte eine sonderbare Art zu sprechen : sie zeigte dabei ihre breiten gelben Zähne, die gar nicht in den schmalen Mund passen wollten, der fein gezeichnet war, wenn sie ihn geschlossen hielt. Ihr Lachen war angenehm versöhnlich und durchaus kameradschaftlich. Wie alt mochte sie wohl sein ? Es war schwer zu sagen. Zeitlos sah sie aus und geschlechtlos. « La Signora » hiess sie bei den Fischer- und Winzerfrauen, die gern vor ihr ihr Leid ausbreiteten. Und stets ward ihnen einfacher Trost zuteil : die Malerin streichelte die Kinder, und die armen Frauen machten grosse Hofknixe und küssten die

braunen Hände der grossen Frau mit dem bunten Kopftuch, welche die Tracht des Landes trug und die Sprache des Landes sprach, so, als sei das Tessin ihre Heimat, und nicht das ferne Land der Skythen.

Am Nachmittag war ich allein in der Casa Günzel geblieben, allein mit der Wienerin im Dirndlkostüm. Wir unterhielten uns ruhig und tiefsinnig über wichtige Dinge: da erschien der Telegraphenbote. Wenn man an schlechtem Gewissen krank ist, sind Telegramme stets erschreckend. Obwohl das Telegramm an Binswanger gerichtet war, öffnete ich es; aber kein Polizist, kein Irrenhauswärter kündete sein Kommen: Mary Wigman, die Tänzerin, sollte am nächsten Tage eintreffen.

Vielleicht hatte ich die mächtige schwarze Frau schon in der Galerie Dada gesehen. Ich erinnerte mich nicht daran. Aber die Erwartung, sie zu sehen, machte mir Angst.

Bevor ich sie aber in all ihrer Glorie und Einfachheit erscheinen lasse, muss ich auf meiner kleinen Bühne noch eine Statistengestalt auftreten lassen, deren Gewicht die Bretter zum Biegen bringt; stets drängt diese Gestalt sich vor, weil sie so brennend wünscht, eine erste Rolle zu spielen. Ihr boshaftes Lispeln zersprengt das tiefste Schweigen, ihre feisten Ausrufe stören das feinste Gespräch. Dr. phil. Graf Werner von der Sch. ist ein Polygraph: Er ist Kunsthistoriker und hat über ein unbekanntes Dantebildnis eine « in Fachkreisen sehr beachtete Abhandlung » geschrieben. Er hat Romane geschrieben, in denen sich « deutsche Tiefsinnigkeit mit französischem Esprit paart ». Er hat noch vor dem Kriege an Hardens « Zukunft » mitgearbeitet, was ihn in den kaisertreuen Kreisen seiner Familie, wie er sagt, unmöglich gemacht hat. Den Krieg hat er mitgemacht, wurde schwer verwundet und hat nachher den Attaché, auch den Führer ausländischer Prinzen gespielt. Er ist bis zum Rande angefüllt mit Anekdoten, ist unerhört tätig, und findet daneben noch Zeit auszuproben, ob die Don Juan Gestalt wirklich so mit Tragik behaftet ist, wie es einige Denker wahr haben wollen. Aber als Zeitgenosse, und als solcher Anhänger der Sachlichkeit, behandelt der Graf das Thema nach den Vorschriften moderner Wissenschaftlichkeit: Kartothek, Briefordner, Journal und Hauptbuch. Aktiven und Passiven der Erotik werden genau à jour gehalten. Der Favoritin liegt es ob, die Buchungen vorzunehmen und die Antworten zu kopieren. Man ist der Nachwelt Rechenschaft schuldig.

* * *

Das Abendlicht fliesst durch die offene Tür in den holzgetäfelten Raum. In der Ecke steht ein alter Flügel. Mary Wigman tanzt. Das kurze grüne Kleid wandelt sich an ihren Gliedern. Die starren schwarzen Gewänder einer Nonne scheinen sie zu umgeben. Sie fleht zum Erlöser, will ihn herabbeten in ihre Arme, die Sehnsucht auseinanderzerrt; dann senken sie sich beschwörend gegen ihren einsamen Leib. Die stumme Klage der Hände ist machtlos, den himmlischen Geliebten herabzuzwingen. Das nutzlose Gebet verklingt, schwer drücken die Bogen des Klosters auf die bleiche Stirn.

Das Klavier schweigt. Das kleine Fräulein, das gespielt hat, nimmt die Hornbrille ab. Wir lehnen an der Wand und

schweigen. In einen Rohrstuhl gezwängt atmet Graf von der Sch. eifrig; sein Babygesicht ist rot und aufgequollen. Plötzlich entschliesst er sich: « Ein Mordsweib », trompetet er in den stillen Saal. Die rötliche Dämmerung wird langsam grau.

Der Magier

Über die Anthroposophen und Rudolf Steiner gehen dunkle Gerüchte um. Es gibt da einen Mann, der zwischen Ascona und Ronco wohnt, oben am Berg, Heinrich Goesch heisst er. Früher war er bei Steiner, hat sich aber von ihm losgesagt, denn Steiner treibt schwarze Magie. Am Tage, an dem Goesch, der im Kreise der « Eingeweihten » um Steiner verkehrte, sich von diesem Kreise lossagte, geschahen einige sonderbare Dinge. Goesch fühlte einen unerträglichen Druck im Kopf, reiste am gleichen Tage von Basel ab, wo Steiner sich damals befand. In Ascona angekommen lag Goesch ganze drei Tage bewusstlos: er behauptet, dies sei einer Fernwirkung des Steinerschen Kreises zuzuschreiben. Eine Warnung... Goesch hat ein vierjähriges Töchterchen, das ein wenig zurückgeblieben war, aber doch schon ganz ordentlich sprach. Ein paar Wochen nach seinem kataleptischen Anfall geht Goesch mit seinem Töchterchen in Zürich über die Strasse. Sie begegnen Steiner. Der Meister bleibt stehen, macht Goesch Vorwürfe über seine Angriffe gegen die Theosophie. Während er spricht legt er die Hand auf den Kopf des kleinen Mädchens. Das Kind wird unruhig, seine kleine Hand verkrampft sich in der Hand des Vaters. Goesch verabschiedet sich von Steiner. Seine kleine Tochter hat die Sprache verloren, sie ist stumm, bringt nur noch ein mühseliges Lallen hervor.

« Das war Steiners Rache », erzählt Goesch, ein imposanter Mann, mit glattem Cäsarengesicht, äusserst lebendig, voll neuer Ideen. « Letzthin hat er noch einmal versucht, mir nahezukommen. Wissen Sie noch vorige Woche, am Donnerstag glaube ich, ging doch in der Nacht ein schweres Gewitter nieder. Am Abend war ich unruhig. Irgend etwas war in der Nähe, ich spürte den Einfluss nur allzudeutlich, ein Gesandter der bösen Mächte war unterwegs. Ich nehme die Stellung ein, die die Ägypter ihren Königsstatuen gegeben haben. Die flachen Hände auf die Schenkel gelegt, die Ellbogen eng am Körper. Kurz, ich mache mich selbst zum magischen Spiegel. Da seh ich ganz deutlich den Abgesandten der grossen Loge, der mein Haus sucht. Natürlich konzentriere ich mich und führe ihn in die Irre. Es war nicht schwer, denn mein Haus ist ohnehin nicht leicht zu finden. Gegen ein Uhr schlafe ich ein. Am nächsten Morgen erscheint wahrhaftig ein Abgesandter der schottischen Geheimloge und erzählt mir, er sei die ganze Nacht in der Gegend umhergeirrt, obwohl die Leute ihm deutlich den Weg beschrieben hätten. Er sah aus... Aber ich hatte ihn unschädlich gemacht. Seine Macht war gebrochen. Ja, der magische Spiegel ist unsere einzige Rettung. Übrigens, nach jenem kataleptischen Anfall, von dem ich Ihnen erzählt habe, bin ich freiwillig zur Beobachtung in eine Irrenheilanstalt gegangen. Es hätte ja Schizophrenie sein können, ein katatoner Stupor, was weiss ich. Nichts haben die Psychiater gefunden, die Jungschen Associationsexperimente waren vollkommen

normal. Also... ich überlasse Ihnen die Schlussfolgerung. Übrigens Sie, Claus, das kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, sind gefeit gegen diese Künste. Ihr Morphium wirkt irgendwie neutralisierend auf die psychischen Gifte. »

Ja, das Morphium hatte mich wieder gepackt. Es ist dies keine Redensart mit diesem Gepacktwerden : ganz sanft und hinterlistig streckt dieses weisse Pulver, das in den Glasbehältern der Apotheker nicht anders als Zahnpulver aussieht, unsichtbare Arme nach demjenigen aus, der es einmal gekostet hat. Die letzte Behauptung ist nicht ganz richtig : nicht jeder, der es einmal gekostet hat, ist ihm verfallen. Sehr vielen Leuten gibt die kleine Einspritzung Linderung der Schmerzen und einen gesunden Schlaf. Die Schläfer sind nicht gefährdet. Sie werden später nie nach dem Gift greifen. Aber andere gibt es, die nach der Spritze hell wach werden; ihre Gedanken werden klar und sauber, unbekannte Zusammenhänge werden plötzlich mit einer Deutlichkeit sichtbar, die ein grosses Glücksgefühl erzeugt. So ist es die ersten Male. Aber um jenes Glücksgefühl neuerlich hervorzurufen, müssen die Dosen des Glückserregers gesteigert werden. Schliesslich verblasst das Glücksgefühl, übrig bleibt nur ein lästiger Zwang : ohne die gewohnte Spritze ist man nur ein halber Mensch, was sage ich, ein halber Mensch : überhaupt kein Mensch; ein Lumpen, über einen Stuhl geworfen, hat mehr Widerstandskraft als ein Morphinist ohne Morphium.

Aber diese Dinge sind so oft geschildert worden, dass es kaum der Mühe wert ist, sie noch einmal eingehend zu erörtern. Nur gegen eine Einstellung, die allgemein verbreitet ist, sollte so oft als möglich Protest eingelegt werden : Der Morphinismus ist kein Laster, wie auch das Trinken kein Laster ist, es ist eher eine Krankheit. Man nimmt nicht Morphium « um schöne Träume zu haben », wie der Volksglaube allgemein behauptet, man nimmt nicht Morphium um sich das Leben angenehmer zu gestalten (es ist doch bekannt, wie schwer es heutzutage ist, sich diese Rauschmittel zu beschaffen), man nimmt Morphium, weil der Körper ein unerklärliches Bedürfnis nach diesem Gifte hat. Nicht der Körper allein, auch die Seele braucht es, obwohl die guten Mediziner in den Spitälern von diesem unsichtbaren Anhängsel des Körpers, das ihnen bei der Sektion nie untergekommen ist, nichts wissen wollen.

Wenn ich diese meine Sucht kurz berührt habe, so geschah es nur, um mein sonst unverständliches Verhalten in Ascona wenigstens teilweise zu erklären. Ein Freundeskreis hatte mich aufgenommen, wie ich ihn mir herzlicher nicht hätte wünschen können. Und doch dauerte es kaum zwei Monate, da sehnte ich mich wieder nach Einsamkeit. Mit einer Freundin zusammen mieteten wir eine alte Mühle, auf dem Wege von Ronco nach Arcennio. Im Erdgeschoss eine riesige Küche, im ersten Stock zwei Zimmer mit den notwendigsten Möbeln. Holz gab es im Überfluss; in der Küche war ein grosser, offener Kamin eingebaut. Lange Zeit war die Mühle unbewohnt geblieben. Darum hatten sich die verschiedensten Tiere in ihr einquartiert. Manchmal, wenn wir kochten, kroch unter dem Kamin eine feiste Ringelnatter hervor, sah sich ungnädig im Raume um, schien gegen die Störung protestieren zu wollen und

verschwand dann in einer Mauerritze. Wenn ich des Nachts in die Küche kam, sassen Haselmäuse mit buschigem Schweif auf den Brettern und knabberten Makkaroni. Ihre braunen Augen leuchteten im Kerzenschein.

Die Tage vergingen ruhig. Ein paarmal in der Woche musste ich ins Dorf hinunter um mit zwei kleinen Mädchen Schule zu halten. Sie waren neun und elf Jahre alt und kamen aus Deutschland. Dort war es wohl ein wenig ungemütlich geworden, denn auch der Vater kam bald aus Deutschland und legte sein Geld in Schweizer Papieren an. Aber für die Kunst schien die Zeit günstig zu sein. Mary Wigman, zuerst nur in Zürich bekannt, begann ihren Aufstieg. In allen grösseren Städten, in Mannheim, in Dresden und Leipzig gab sie Tanzabende. Der deutsche Blätterwald rauschte von ihrem Ruhm, ein Echo drang auch nach Ascona.

Überhaupt war Tanz Trumpf, der einzige Kunstzweig, der überhaupt noch Beachtung verdiente. Viele kleine Mädchen fühlten sich berufen, Gefühle, die nur im Verborgenen geblüht hatten, nun vermittelst des Tanzes zu manifestieren, und alte Fräuleins, von heiligem Glauben beseelt, schwangen ihre mageren Schenkel und dürren Arme, um Terpsichore zu opfern.

Die Astralweiber

Der holzgetäfelte Saal, oben auf Monte Verità, war mit geladenem Publikum fast voll besetzt. Rudolf Steiners Jüngerinnen, zwei ehrwürdige Anthroposophinnen, wollten der geistigen Aristokratie Asconas einen Begriff von Eurythmie vermitteln. In lang herabwallende Gewänder gehüllt, marschierten sie mit eckigen Gebärden in einem Carré auf und ab, das von den Zuschauern freigelassen worden war. Die eine Gestalt war gross und hager, die andere klein und sehnig. Mit flachen Händen zerschnitten sie die Luft im Rudertakt und ihre Stimmen formten dazu, in eintönigem Rezitativ, Goethesche Gedichte :

Herrlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll
Singendes Chor !
Rasch wie der Hände Klang
Töne des Liedes Drang
Steige der Festgesang
Zu dir empor.

Fast alle Anwesenden hatten das Gesicht in die Hände vergraben, die Rücken zitterten . . . wohl unter andächtigen Schauern. Bisweilen nur wurde ein Taschentuch vorsichtig hervorgezogen und ein Hustenreiz darin erstickt. Nach der Tanzdemonstration waren die Ausführenden so gütig, noch einige tiefsinnige Gedanken zu äussern über die Zusammensetzung der menschlichen Persönlichkeit: dem Astralleib, dem Aetherleib, der höher steht, der heiligen Zahl Sieben. Die beiden alten Damen waren nicht in allen Punkten einig. Manchmal widersprach die eine der anderen, die Worte wurden keifend. Es muss gesagt werden, der Abend schloss mit einer Disharmonie. Und es war wohl berechtigt, wenn der kleine Maler Wolf, der mit seiner weissen Ratte erschienen war, auf dem Heimweg äusserte (es donnerte ferne, aber keine Blitze waren zu sehen) : « Nun trainieren dort oben wohl die armen Astralleiber am Punchingball, um morgen das heute begonnene Match endgültig zwischen den unschuldigen Sternen auszufechten, die doch wirklich nichts dafür können. »

Willy

Erst wenn man versucht, vor fremden Augen Menschen lebendig zu machen, die man gekannt hat, merkt man, wie schwierig ein derartiges Unterfangen ist. Im Roman oder in der Novelle schildert der Künstler wohl auch Menschen, um sie vor den Augen des Lesers leben und handeln zu lassen; aber er erschafft sie meistens und legt ihnen Eigenschaften, Gesten, Taten bei, die der Aufbau des Werkes verlangt. Er kann, wie man gewöhnlich sagt, über ihnen stehen, ihnen Gedanken und Worte in den Mund legen, die meist seine eigenen sind. Erst wenn man Menschen, die in unserem Leben eine Rolle gespielt haben, wahrheitsgetreu schildern will, merkt man, dass dieses « wahrheitsgetreu » nur eine Illusion mehr ist. Sympathien und Antipathien, von denen man gemeint hat, dass sie von der Zeit aufgelöst worden sind, stehen wieder auf und bemalen die Bilder der Menschen mit frischen Farben, die neu und glänzend sind, wie am ersten Tag. Dadurch verliert die Schilderung jede Objektivität, was an sich noch kein Fehler wäre, aber ausser diesem Mangel an Objektivität schleicht sich in die Schilderung noch ein gewisses Richterspielen ein, das einseitig ist, und darum ungerecht. Denn die Menschen, die ich wie sonderbare Insekten, mit Hilfe spitzer Worte, aufs Papier spiesse, können sich gegen diese Behandlung nicht wehren, hilflos sind sie meinem vielleicht ungerechten Richterspruch ausgeliefert und ihr Bild, unvollkommen wie ich es sehe, ersteht vor fremden Augen und fixiert sich vielleicht dort.

Der Eindruck, der mir am schärfsten aus jener Zeit zurückgeblieben ist, zeigt mir das Nebeneinander der verschiedenen Generationen; und jede dieser Generationen ertrug die Zeit, in der sie lebte, auf andere Art, viel weniger auf eine individuell-persönliche Art, als vielmehr so, wie es ihr Geburtsjahr ihnen vorschrieb. Da war zuerst jene Generation, die den Krieg als reife Männer erlebt hatte : Graf von der Sch., Bruno Goetz, meine Freundin, das Wölfchen mit der weissen Ratte, die Maler Kempter und Frick, Heinrich Goesch. Auch Mary Wigman und die Verefkina gehörten dazu. Sonderbar, in dieser Generation spielten zehn oder zwanzig Jahre mehr oder weniger gar keine Rolle. Entscheidend war nur, ob jene Menschen zu Beginn des Krieges die zweite Hälfte der Zwanzigerjahre überschritten hatten.

Dann kam meine Generation, und dies erklärt wohl wieder meine Einsamkeit : denn es war eigentlich nur ein einziger in meinem Alter : Amédée Barth, der Maler, der die kleinen sauberen Stilleben mit viel Liebe auf die Leinwand brachte. Wir hatten viel Gemeinsames, vor allem : dass wir uns in der Zeit nicht zurecht finden konnten. Manchmal, in meinen ganz ehrlichen Stunden, komme ich mir vor wie einer jener Hunde, denen im Laboratorium jener Gehirnteil entfernt worden ist, welcher der Sitz des Orientierungsvermögens sein soll : der Hund kann seinen Weg nicht mehr finden. Will er auf einen Knochen losgehen, so schlägt er einen spiraligen oder einen zackigen Weg ein — und gelangt schliesslich doch nicht zu seinem Knochen. Später dann, in der Fremdenlegion, habe ich viele Altersgenossen gehabt. Wir alle waren gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, und uns allen fehlte dieser

Orientierungssinn. Wie gut waren sie daran, die Männer der vorigen Generation: sie hatten fertige Richtlinien, saubere Urteile, unverrückbare Ziele. Gewiss, auch sie hatten ihre schwachen Stunden, in denen die Grausamkeit der Zeit ihnen hart zusetzte. Aber letzten Endes fanden sie sich immer zurecht. Auch die nach uns kamen, die in den ersten Jahren des Säculums geboren waren, die somit den Krieg elf- bis zwölfjährig erlebt hatten, waren wieder ganz verschieden. So überzeugend war dieser Unterschied, dass ich seit dieser Zeit in der Astrologie eine sehr exakte Wissenschaft zu sehen glaube.

Von Zeit zu Zeit kam uns ein junger Mensch besuchen. Er wohnte in Zürich und war knapp vor der Matur. Er war elegant, schmal und hochgewachsen, mit einer sehr verächtlichen Unterlippe. Seinen Deutschlehrer brachte er in Verlegenheit, da er Aufsätze über den « Tod in Venedig » von Thomas Mann schrieb, Aufsätze, die jede literarische Zeitung ohne weiteres als glänzende Essays bezeichnet hätte. Er schrieb Gedichte. Ich will ein solches hier folgen lassen, denn es ist kurz und schön.

Begrüssungsspruch

Entgegenzuflüstern dem endlich nahenden Schlaf,
wenn er stundenlang gezögert — —
Des alten Magiers Treue hat den Prinzen also nicht verlassen,
der, müd, ein Gaukler oder Mönch, ins Abendland zieht:
Durch eine Tuba dröhnet er ihm das Schlummerlied,
Wenn die Sterne aufgehn,
Und durch Fernrohre viel
Weise Meister spähn
In die Nacht — —

Wir wollen diesen jungen Menschen Willy nennen. Seinetwegen eigentlich habe ich jene lange Entschuldigung hergesetzt, denn ich fürchte mich, ihn zu richten, wenn ich ihn schildere, wie er in meiner Erinnerung lebt.

Ich habe Willy nie natürlich gesehen; stets spielte er eine Rolle: die Rolle des Neurotikers, die Rolle des Dichters, die Rolle des Verzweifelten, und — die Rolle des Freundes. Er gehörte zu jener Sorte Menschen, die nur mit Tricks arbeiten können. Er konnte einen Menschen, den er « Freund » nannte, mit den schärfsten Beleidigungen überschütten, nur um zu sehen, wie der andere darauf reagierte. Er konnte ein Gedicht widmen mit den Worten: « Für C., den Lieben », und hinter das letzte Wort drei Ausrufungszeichen setzen. In Abwesenheit des « Lieben » diesen jedoch mit fein pointierten Verleumdungen zerfasern. Er konnte noch viele Dinge. Er brachte unseren Kreis durcheinander nur durch die Briefe, die er an die einzelnen Mitglieder schrieb; in ihnen spielte er den einen gegen den anderen aus, so, als habe er es mit Kartenfiguren zu tun und nicht mit Menschen.

Willy war von Haus aus reich. Trotz all seiner Fehler, waren wir sicher, dass er als erster von uns allen sich Ruhm erringen würde. Täuschung. Auch seine Begabung war nur eine Rolle, so sonderbar dies klingen mag. Wie man mir erzählt hat, verstummte er bald vollkommen, schrieb nichts mehr. Er ist in eine Bank eingetreten und zum Katholizismus übergetreten. Ich habe ihn später unter so seltsamen Umständen wiedergesehen, dass ich diese erzählen muss. Ich war aus Belgien in die Schweiz zurücktransportiert worden und hier, da man Morphinismus für liederlichen Lebenswandel ansah, von meinem Heimat-

kanton Bern ein Jahr administrativ in Witzwil interniert worden. Mein Aufenthalt in der Fremdenlegion mochte wohl auch bei diesem Beschluss eine Rolle gespielt haben. In Witzwil hatte ich die Stelle des Bibliothekars erhalten. Eines Tages war ich mit dem Ordnen der Bücher beschäftigt. Der alte Direktor führte zwei elegante Herren in die Kapelle, wo die Bücherschränke standen. Den einen Besucher erkannte ich sogleich, und als er an mir vorbeiging, begrüsste ich ihn, so ruhig es mir möglich war : « Wie geht es dir, Willy ? »

« Claus ! » rief er aus, umarmte und küsste mich. Im Augenblick selbst war ich über die Begegnung so erfreut, dass mich das Theatralische der Geste nicht störte. Willy blieb mit seinem Bekannten zum Mittagessen beim Direktor. Mir wurde hinten aus der Küche ein Teil des Menüs auf einem Teller verabreicht. Dann durfte ich die Herren im Areal Witzwils spazierenführen. Was wir gesprochen haben, ist mir nicht mehr sehr deutlich. Ich musste viele Fragen beantworten, über die Behandlung der Sträflinge, unser Leben, das Arbeiten auf den Feldern. Ich fragte Willy, ob er noch schriebe.

« Weisst du », erklärte er, und seine Unterlippe wurde wieder verächtlich, « ich schreibe nur noch fürs Volk, in Schuhmacherzeitungen, in gewerblichen Zeitschriften. Nur im Volk ist die Wahrheit, all der Literatenkram ist doch nur Blödsinn. Aber das Volk . . . »

Das verdrückte Lachen zerriss mir fast den Hals. Es tat weh. Was wusste Willy vom Volk ? Er trug einen tadellosen blauen Anzug, schwarze Lackschuhe, seidene Socken und Wildlederhandschuhe. Ich trug gestreifte Sträflingskleider und früher hatte ich Legionsuniform getragen, dann die schwarzen Leinenhosen der belgischen Grubenarbeiter. Aber ich habe mir nie eingebildet, zu wissen, wie man für das Volk schreiben muss. Ich glaube, die sogenannte Volksliteratur ist ein aufgelegter Schwindel. Ich habe einfache Legionäre gekannt, die Anatole France lasen, und Gärtnergehilfen, denen ich Gedichte von Rilke zum Lesen gegeben hatte und die nach zwei Tagen einige davon auswendig konnten und Freude daran hatten.

Zusammenbruch

Ein volles Jahr habe ich in Ascona gelebt, und es wundert mich noch heute, dass es nicht früher zur Katastrophe gekommen ist. Man hat mir helfen wollen und hat mich vierzehn Tage in ein Spital in Locarno gesteckt, um mir das Morphium abzugewöhnen. Das hat nicht viel genützt. Nachher habe ich die Dosen nur noch gesteigert. Zuerst hatte mir ein Apotheker die Drogue ohne Rezept verabfolgt, später weigerte er sich. Da musste ich zu den Ärzten pilgern, und sie verschrieben es mir. Aber das Zeug kostete Geld und ich verdiente nicht viel. Die Stunden trugen nicht viel ein, bisweilen nahm mir das « Schweizerland » eine Novelle an. Ich habe in der letzten Zeit auch Kokain genommen und da wurde die Sache arg. Denn ich fühlte mich verfolgt. Nächtelang schlief ich bei Freunden oder in einem Hotel. Ich hatte Angst vor der Mühle bekommen, seit mich der Wunsch zu Morden verfolgte. Es klingt ein wenig übertrieben, aber es war doch so. Graf von der Sch. hatte mir eine Schreibmaschine geliehen, diese verkaufte ich, obwohl sie nicht mir gehörte. Meine Freundin bekam Angst vor

mir. Sie riet mir, nach Deutschland zu gehen. Sie meinte, im dortigen Chaos würde ich leichter untertauchen können, denn sie war sicher, dass die Polizei mich bald suchen würde. Die Apotheker in Locarno hatten eine Anzeige erstattet. So machte ich mich auf die Reise.

Ich kam nur bis Bellinzona. Alles was ich in dieser Zeit getan habe ist heute noch erschreckend deutlich in mir, erschreckend, weil ich meine Handlungen so wenig motivieren kann. In Bellinzona mietete ich ein Velo, versuchte es zu verkaufen, der Händler schöpfte Verdacht und benachrichtigte die Polizei. Ich nahm das Velo wieder mit (der Händler liess mich gehen) und fuhr nach Locarno zurück. Als ich am Abend nach Bellinzona zurückfuhr, wurde ich auf dem Bahnhof verhaftet.

Die folgenden Tage waren reichlich unangenehm. Polizisten können sehr brutal werden, wenn man sie nicht mit dem gleichen Respekt behandelt wie Generäle. Der Morphiumhunger war manchmal schlecht zu ertragen. Als ich auf der Kantonspolizei in Bern in der Nacht schrie, wurde ich nackt durch einen Gang geschleift und in eine Dunkelzelle gesperrt. Dort fror ich sehr. Dann wurde ich meiner Heimatgemeinde übergeben, die mich ins Spital schaffen liess.

Diese Geschehnisse erwähne ich nur, um zu zeigen, dass irgend etwas in mir diese Katastrophe unbedingt hat herbeiführen wollen. Und so quälend diese Aufenthalte im Gefängnis waren, irgendwie beruhigten sie mich doch. Von Glück, innerem Glück zu sprechen wäre übertrieben; aber es ist die einzige Erklärung, die ich für meine Katastrophensucht kenne. Ich suchte das Leid auf, ganz unbewusst sicherlich, aber irgendein Teil meiner selbst brauchte das Leiden. Erst durch das Leiden kam ich wieder mit dem Leben, mit dem Schicksal in jene enge Berührung, die ich doch nötig zu haben schien.

An einem Sommernachmittag lag ich im Steigerhubel, der Irrenstation der Stadt Bern, in einer Zelle, deren grosses vergittertes Fenster auf den Garten ging. Ich lag im Bett, denn ich war noch sehr schwach. Das Spital hatte mich nicht behalten wollen. Da sah ich über den Hof meine Freundin kommen. Wir gaben uns die Hand durchs Fenster. Sie war von Ascona gekommen um mich zu besuchen. Es war sehr tröstlich, nicht mehr allein zu sein. Noch zwei, drei Male kam meine Freundin mich besuchen, dann einigten wir uns über meine Flucht. Ich durfte ja aufstehen, half auch bisweilen im Garten mit. Am Abend, nach dem Nachtessen, war ich gewöhnlich unbeaufsichtigt. Zu dieser Zeit sollte sie mich in einem Taxi in der Nähe erwarten. Und die Flucht gelang.

So endete meine Asconeser Zeit. Ich habe dort viel gelernt, weniger von den Menschen, obwohl auch diese nicht ohne Einfluss auf mich geblieben sind. Vielleicht ist das Wichtigste, was ich dort gelernt habe, die Einsicht, dass man Geistesprodukte nicht überschätzen darf, und besonders sich selbst nicht als Schöpfer dieser Geistesprodukte. Denn, was wir zu sagen vermögen, die Worte und Bilder, mit denen wir, schwach nur, zu wirken versuchen, sie hängen nicht von unserem Willen ab. Sie werden uns geschenkt, und als Geschenk haben wir sie zu betrachten. Aber wir haben kein Recht uns viel auf unser Können einzubilden. Und Eitelkeit ist leider sehr häufig.